

# Büchertisch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **27 (1943)**

Heft 12

PDF erstellt am: **16.08.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Perron für quai, Garderobe für vestiaire usw. Aber lieber falsches Französisch als richtiges Deutsch! Da er sich kaum zur Schreibung „Kupee“ entschließen könnte, darf auch er dem Oberbaurat Sarrazin, der 1886 das Wort Abteil vorschlug, dankbar sein; denn es ist für die meisten seiner Sprachgenossen verständlicher und leichter auszusprechen und zu schreiben, also demokratischer, als das falsche französische „Coupé“. Schade nur, daß sich noch kein einheitliches Geschlecht durchgesetzt hat; Kluge und Uden sagen „das Abteil“, Pauls Wörterbuch „der Abteil“. Aber das ist natürlich keine Folge der Ableitung aus dem weiblichen „Abteilung“, sondern schon das einfache „Teil“ wird männlich und sächlich behandelt: „20 Prozent sind der fünfte Teil eines Ganzen“, aber „Maria hat das gute Teil erwählt“. Dies Wort steckt abgeschwächt auch in den Bruchzahlen „Drittel, Zehntel“ usw. (das in den Schulen beliebte „Zweitel“ ist eigentlich nicht deutsch), aber auch da herrscht keine Einheit; Uden kannte diese Zahlwörter früher nur als sächlich; in der neuen Ausgabe ist für die Schweiz jetzt das männliche Geschlecht vermerkt.

Völlig recht hat Wilhelm Schulthess mit dem Spott auf die Abkürzungsfucht. Natürlich kann man mit Abkürzungen, besonders mit schriftlichen, wertvolle Zeit sparen, sehr oft ist aber nur Wichtigkeit im Spiel. Daß man auf einer Militärkanzlei Wörter wie Infanterierekrutenschule, Unteroffizierschule und Wiederholungskurs abkürzt, ist begreiflich; wenn uns aber ein junger Bursche erklärt, er gehe jetzt dann in die „Err-Eß“ und dann in die „Lu-Do“, dann kommt es ihm sicher nicht auf Zeiterparnis an, sondern er hält das für „rassig“, „bäumig“ oder „gerissen“ — wir aber für lächerlich.

Der von W. Sch. angeführte „Germanist“ hätte wissen sollen, daß noch keine natürliche Sprache lauter Regeln ohne Ausnahmen kannte, daß man also mit dem Spott über Abweichungen von persönlichen Meinungen vorsichtig sein muß, wenn man sich nicht selber lächerlich machen will. Wenn wir den Spieß gegen ihn drehen und aus jedem „unglosen“, zu einem Zeitwort gehörenden Hauptwort eins mit dem geliebten -ung bilden wollten, könnten wir sagen (Die „NZZ.“ hat diese Stelle unserer Erwiderung weglassen):

„Der vermutlich in der philologischen Abteilung' des hohen Olymp weilende Germanist, der dem Schöpfer des Abteils' eine linguistische Backenstreichung gegeben zu haben und in der Sonnenscheinung seiner Selbstgeföhlung zufrieden den Rauchungswolken seiner Zigarre nachträumen zu dürfen glaubt, täte besser, sich der Schlafung hinzugeben, sonst könnte ihm eine Rosschweifung ins Gesicht fahren, gegen die ihn keine Gebetung schützen würde.“

## Die Abdecker

Es ist ausgemacht, man kann auch sagen abgemacht, daß es mehr als eine Art von Abdeckerei gibt:

1. Einem toten Tier wird die Decke (die Haut) abgezogen; der Kadaver wird dann verscharrt, verbrannt oder ausgekocht. Der, der das tut, ist der Abdecker, unhöflich auch Schinder genannt.

2. Ein Sturm bläst Dächer von den Häusern. Sie sind nachher abgedeckt.

3. Dann kommen die Bauleute, um den Schaden gutzumachen. Sind sie fertig, so stellen sie fest, sie hätten die beschädigten Gebäude neu . . . o nein, nicht zugedeckt oder schlechthin gedeckt, sondern abgedeckt, vielleicht mit haltbarerem Baustoff. Das ist nun einmal so; wer vom Bau ist, sei es auch nur als Zeitungsschreiber in Bausachen, der hält sich an das Baumeisterlatein und weiß, daß man mit Ziegeln, Schindeln oder Dachplatten nicht deckt, sondern nur abdeckt. Es gibt einem schon einen fachlichen Anstrich, wenn man den Unfönn der Zunftsprache mitmacht.

Die Fachsimpel-Freude am „ab“ hat vor Jahren einen architektonischen Schönschreiberling sogar verführt, eine Landschaft in ihrem natürlichen Rahmen ungefähr so zu schildern: „Abgerahmt ist dieses herrliche Bild durch dunkle Bergzüge . . .“ Auf meine Frage, was er mit der Nidle gemacht habe, gab er mir nur einen länglichen Blick.

Wir sind aber mit den Abdeckern noch nicht fertig. Ich lese in der „Weltwoche“:

„Das DRW. hat zur Sicherung seiner linken Donez-Flanke eine Sperrfront errichtet, die nach dem Norden den Bahndamm . . . abdeckt.“

Gemeint ist sicher das Gegenteil: der Bahndamm soll durch die Sperrfront geschützt, also gedeckt und nicht abgedeckt werden.

Sonst müßte man im Feld in Abdeckung gehen und Deckungstruppen würden zu Abdeckern. Ist's aber nicht ohne das grauig genug? E. Schürch.

## Büchertisch

Ein Gotthelf-Band für zweieinhalb Franken! Und zwar nicht etwa eine von den kleinen Erzählungen oder Kalendergeschichten, sondern einer der großen Romane, vollständig, 429 Seiten, mit einem Bildnis des Dichters und drei prächtigen bernischen Typenbildern von Anker, mit einer Einführung von Hans Bloesch und einem Verzeichnis von Worterklärungen am Schluß. Die Geschichte selbst ist ja eine der besten Gotthelfs, jedenfalls die lichteste, beglückendste; denn ihr Verfasser ist hier einmal nicht der unerbittliche Bekämpfer öffentlicher Schäden, sondern „nur“ der liebe- und verständnisvolle Seelenkünder. Worum es geht, sagt der Titel: „Geld und Geist“, und wie der Kampf zwischen den beiden ausgeht, deutet der Untertitel an: „Die Versöhnung“. Daß heute, wo Bücher so teuer geworden sind, dieses ausgezeichnete Volksbuch für diesen geringen Preis zu haben ist, das konnte natürlich nur der Verein zur Verbreitung guter Schriften (Basel) leisten, aber auch er nur mit Unterstützung der Stiftung „Pro Helvetia“ und anderer Quellen. Wenn in einem Schweizerhause diese Geschichte noch fehlt, gibt es jetzt dann keine Entschuldigung mehr.

**Schweizerische Sprachforschung.** Katalog einer Ausstellung der Schweizerischen Landesbibliothek, 97 S., 5 Tafeln, geh. 6 Fr. Verlag Lang & Cie., Bern.

Das ist ein Denkmal zur Erinnerung an die Ausstellung „Die Schweiz als Pflegerin der Sprachen“ in unserer Landesbibliothek im Winter 1942/3. Nach einem Vorwort von Direktor Godet bringt es die Eröffnungsrede Jabergs über die Eigenart der schweizerischen Sprachforschung: Heimatliebe und Weltweite, dann Schortas Aufsatz über die Ziele der Ortsnamenkunde in der Schweiz; zuletzt berichten noch Baumgartner und Hogenköchler über ihren Sprachatlas, lauter fesselnde Beiträge. Dazwischen steht das Verzeichnis aller ausgestellten schweizerischen Schriften zu Sprachforschung und Sprachpflege. Das wird kaum jemand der Reihe nach durchlesen; denn es sind 44 Seiten mit etwa 600 Titeln, aber wenn man auch nur darin blättert, erkennt man in der Tat unsere Heimatliebe und Weltweite. Von der allgemeinen Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie geht es über alle toten und lebenden europäischen Sprachen zu den außereuropäischen und zurück zu den schweizerischen Mundarten, denen allein 16 Seiten gewidmet sind. Es fehlt weder Robert von Planta's Grammatik der oskisch-umbri-schen Dialekte noch Bruckners Sprache der Langobarden noch Senns Benennungen der Kartoffel im Litauischen und im Lettischen noch die Sprache der Tshi-Neger noch die der Tzil-Indianer noch Emil Baers „Alemannisch. Die Rettung der eidgenössischen Seele“ noch die „Neui Brattig für Schwyzlerlüt“. Natürlich haben wir hier nicht überall die wichtigsten Werke herausgegriffen, sondern z. T. absichtlich etwas entlegene, um einen Begriff zu geben von dem ungeheuren Reichtum. Hier und da werden auch die Schriften des Deutschschweizerischen Sprachvereins erwähnt; darin und auch sonst treffen wir die Namen ehemaliger oder noch lebender Mitglieder: Bachmann, Baumgartner, Binz, Blocher, Bruckner,

Debrunner, v. Greyerz, Heusler, Hugentobler, E. Keller, Dettli, v. Planta, Senn, Steiger, Szadowsky, Vetter, Wanner.

## Briefkasten

**S. W. A., W.** Ob „beleumdet“ richtig sei, ob es nicht heißen müsse „beleumdet“? Diese längere Form kommt in der Lat vor; Duden kennt sogar nur sie. Aber früher sagte man auch „verleumunden“, heute allgemein nur „verleumden“. Diese Form ist zwar nicht aus „verleumunden“ verkürzt worden, sondern abgeleitet aus einer Verkürzung von mhd. „lümund“ zu „lümde“, das noch im Schweizerdeutschen weiterlebt. Und es ist nicht einzusehen, weshalb man daraus nicht auch „beleumden“ bilden könne. Die Form ist also richtig gebildet und bequemer als die andere und wird sich wohl noch mehr einbürgern, vielleicht sogar durchsetzen. Bei der Gelegenheit: mit dem Mund hat der Leumund nichts zu tun, und die Erklärung aus „der Leute Mund“ ist zwar recht hübsch, aber durchaus falsch... „Mund“ ist hier eine bloße Endung, die der lateinischen Endung „mentum“, z. B. in „Monument“ entspricht. Die Grundbedeutung des Stammwortes ist „Gehör“.

„Witwe Sch. bezeugt ihre herzlichste Teilnahme“. Sie fragen, ob es nicht heißen sollte „bezeugt“. In der Lat kennt der Stil-Duden „bezeugen“ nur in der Bedeutung: als Zeuge beweisen; wenn es sich um Freude oder Furcht, Hochachtung oder Teilnahme handelt, sagt er „bezeigen“. Aber man braucht bei „bezeugen“ nicht gleich an eine Gerichtsverhandlung zu denken; man kann von sich aus, ohne richterliche Frage, etwas bezeugen, d. h. „Zeugnis“ ablegen, und diese Bedeutung kommt für das einfache „zeugen“ schon mittelhochdeutsch vor. Schiller läßt den Fährmann Ruodi sagen: „Der (der Teil) soll mir's zeugen, ob die Fahrt zu wagen“. Diese Bedeutung „Zeugnis ablegen“ für das einfache „zeugen“ ist nach Pauls Wörterbuch die jetzt übliche; doch auch Paul vermerkt zu der Ableitung „bezeugen“ nebenbei, daß es im 17. und 18. Jh. öfters (auch bei Goethe und Schiller) für „bezeigen“ gebraucht werde. Wenn Witwe Sch. ihre Teilnahme bezeugt, ist sie sprachlich also im Recht, aber „bezeugt“ wäre auch richtig. Das „Zeugnis“, das sie ablegt, besteht in dem schwarzgeränderten Kärtchen.

**K. B., B.** Der Streit ging also in Ihrer Druckerei darum, ob in dem Satze: „Wir hoffen gerne, mit Ihrem geschätzten Auftrag beehrt zu werden und versichern Sie einer prompten und tadellosen Bedienung“ zwischen „werden“ und „und“ ein Komma stehen müsse oder nicht. Sie selbst hielten es für überflüssig und hätten es nur gesetzt, wenn das „wir“ wiederholt worden wäre, es also heißen hätte: „...“, und wir versichern Sie...“ — Doch! das Komma (oder der Beistrich) muß auf alle Fälle stehen, mit oder ohne das zweite „wir“. Sie berufen sich auf Duden S. 58 b, 1, allwo stehe, kein Beistrich stehe vor „und“, wenn dieses zwei kurze und eng zusammengehörige Hauptsätze verbinde. Aber sehen Sie sich seine Beispiele an: „Er grübelte und er grübelte. Ich darf nicht schweigen und ich will nicht schweigen.“ Das sind in der Tat je zwei kurze Hauptsätze. Aber in Ihrem Fall ist das erste Glied kein kurzer Hauptsatz, sondern ein ganzes Satzgefüge, das aus einem Haupt- und einem davon abhängigen verkürzten Nebensatz besteht. („Verkürzten Nebensatz“ nennt man die Grundform des Tätigkeitswortes, wenn sie an Stelle eines Nebensatzes steht, der hier heißen würde: „(Wir hoffen gerne,) daß wir... beehrt werden.“ Weil das ein verkürzter Nebensatz ist, haben Sie selbst nach „gerne“ ein Komma gesetzt, aber das müssen Sie auch tun, sobald er zu Ende ist; denn zwischen Haupt- und Nebensatz und umgekehrt steht ein Komma. Es kommt also nicht darauf an, ob einfach der Hauptsatz fortgesetzt werde („und versichern Sie“) oder ob ein neuer Hauptsatz beginne. Sie können sich schon deshalb nicht auf die erwähnte Stelle im Duden berufen, weil ohne das zweite „wir“ dieses „und“ ja gar nicht zwei Hauptsätze verbindet, sondern nur die zwei Satzausagen einer Satzverbindung. Die Sache ist nicht so schwer, wie sie vielleicht aussieht; denn daß ein Nebensatz vom eigenen Hauptsatz („und versichern Sie“) oder einem neuen („und wir versichern Sie“) getrennt werden muß, kommt ja hundertfältig vor und leuchtet ein. — Bei der Gelegenheit: Gefällt Ihnen die Formel: „Wir hoffen gerne“? Kann man etwas ungerne hoffen? Man kann etwas gern oder ungerne erwarten, man kann gern oder ungerne annehmen, daß... Man kann etwas mehr oder weniger lebhaft hoffen, aber „gerne hoffen“ sagt zweimal dasselbe, ist also ein „Pleonasmus“ wie der „weiße Schimmel“ und der „alte Greis“.

## Allerlei

**Ein bequemes neues Wort.** Seinen Zahnarzt bat kürzlich nach Empfang der Rechnung ein Patient um etwas Geduld mit Rücksicht auf seine „prekuniären Verhältnisse“. Das Wort dürfte ganz neu sein. Der gute Mann hat da aus zwei halb verstandenen Wörtern in genialer Schöpferkraft ein ganzes geschaffen: 1. aus „prekär“ von lat. precarius (von precari = bitten) d. h. bittweise gemährt oder

erlangt, daher im besonderen: von der Gnade oder Willkür anderer abhängig, daher frz. précaire = unsicher, schwankend, im heutigen „Deutsch“ allgemein soviel wie „mißlich“ und 2. aus „pekuniär“, von lat. pecuniarius, d. h. das Geld (pecunia) betreffend. Die „Symbiose“ wurde gefördert durch den Gleichklang im Anlaut (p-), im Inlaut (-ek-) und im Auslaut (-är), aber auch durch eine innere Verwandtschaft der Wörter; denn pekuniäre Verhältnisse haben bekanntlich die unangenehme Neigung, prekär zu werden; deshalb sind auch umgekehrt prekäre Verhältnisse meistens pekuniärer Natur. Wenn man aber so peinliche Verhältnisse so knapp und zart andeuten kann, ist es doch ein Vorteil, nicht wahr? Vivat sequens! d. h. nur so weiter gewurftelt!

## Ein Bericht

### über die Jahresversammlung 1943

wird in ausführlicher Form wie gewohnt in der „Rundschau“ erscheinen. Für heute nur soviel, daß die Geschäftsitzung verhältnismäßig gut besucht war. Der Bericht des Obmanns erwähnte eine Zunahme der Mitgliederzahl um 100 und die Gründung einer neuen Ortsgruppe unter dem Namen „Zürcher Sprachverein“. Was für unsere Mitglieder sachlich das Wichtigste ist: ob schon sich auf unsere Aufforderung hin keine einzige Stimme gegen eine Erhöhung des Jahresbeitrages von 4 auf 5 Fr. erhoben hatte, was der Vorstand in seiner Sitzung vom Vorabend doch zum Beschluß gekommen, der Versammlung wieder 4 Fr. vorzuschlagen, weil der Gewinn wahrscheinlich zum großen Teil durch den Rückgang der freiwilligen Beiträge und durch Austritte aufgewogen würde. Es ist doch möglich, daß man übers Jahr schon etwas klarer in die Zukunft sieht. Wir wollten also in dieser Zeit der Teuerung unsern Mitgliedern eine Mehrausgabe ersparen und den Fehlbetrag der Betriebsrechnung wieder aus dem Vermögen decken, in der Hoffnung, alle Mitglieder werden uns treu bleiben und wenn möglich eine freiwillige Erhöhung vornehmen. Natürlich wurde der Antrag einstimmig angenommen. Vorstand und Obmann stellten sich für eine neue Amtsdauer zur Verfügung und wurden einstimmig wieder gewählt. Neu kam hinzu der Obmann des Zürcher Sprachvereins, Dr. Hans Wanner. Herr Prof. Dr. Wilhelm Bruckner von Basel wurde zum Ehrenmitglied ernannt. Die öffentliche Vorlesung Dr. Emanuel Stichelbergers aus seinem noch unveröffentlichten Roman „Holbein in England“ war gut besucht und fand lebhaften Beifall. Es war wieder eine schöne Tagung.

## Kein „Prosit Neujahr!“

wollen wir uns gegenseitig wünschen, sondern „ein gutes neues Jahr!“ Eine schöne alte schweizerdeutsche Formel lautete: „es guets glückhaftigs neus Jahr!“, und wenn wir in diesen Tagen beim festlichen Trunk anstoßen, wollen wir wieder nicht „Prosit!“ sagen, auch nicht „Proßt“ oder „Prosch“, sondern „Gundheit!“ oder „Zum Wohlsh!“! Ja heute, im Zeitalter der Mundartbegeisterung, darf man es vielleicht sogar wagen, einen Mitmenschen darauf aufmerksam zu machen, daß „Proßt“ nicht schweizerdeutsch ist, aber auch nicht französisch noch italienisch noch romanisch noch — englisch, daß es auch nicht aus der Zeit Silius Cäsars und der römischen Besetzung unseres Landes stammt noch sonstwie geradewegs aus Rom zu uns gekommen ist, sondern wohl auf dem Umweg über Berlin, Leipzig, Heidelberg und andere deutsche Hochschulen. Der Deutschschweizer hat gar keinen vernünftigen Grund, jemals diese lateinische Formel mündlich oder schriftlich zu gebrauchen. Weg damit!